

Für die Zitation gelten im Folgenden die hier aufgeführten Abkürzungen:

ZU = Améry, Jean: Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein, in: Ders. (Hg.): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, 1977.

TO = Améry, Jean: Tortur, in: Ders. (Hg.): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, 1977.

RV = Rasende Verbrecher

GG = Améry, Jean: An den Grenzen des Geistes, in: Ders. (Hg.): Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten, 1977.

dNA = Améry, Jean: Der neue Antisemitismus (1976), in: Steiner, Stephan (Hg.): Jean Améry, Werke. (Band 7), S. 159-167.

Textstellen, die zur besseren Verständlichkeit, verändert wurden, sind nicht immer als solche gekennzeichnet.

Interview Teil I: Ich verliere jeden Tag von Neuem das Weltvertrauen...

O:

Wir sprechen heute also mit Jean Améry. Bevor wir direkt ins Gespräch einsteigen, möchte ich Sie, Herr Améry, denjenigen Zuhörerinnen und Zuhörern kurz vorstellen, die Sie nicht kennen oder wenig über Ihr Leben und Wirken wissen. Sie wurden am 31. Oktober 1912 als Hans Maier in Wien geboren. Nach der Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich emigrieren Sie 1938 gemeinsam mit Ihrer Frau nach Belgien, wo Sie sich einer Widerstandsgruppe gegen den Nationalsozialismus anschließen. Sie werden 1940 als sogenannter feindlicher Ausländer verhaftet, Ihnen gelingt jedoch zunächst die Flucht. 1943 werden Sie in Brüssel als Mitglied der belgischen Résistance erneut verhaftet, gefoltert und nach Auschwitz deportiert. Sie überleben die Lager Auschwitz, Buchenwald und Bergen-Belsen, wo Sie 1945 von der britischen Armee befreit werden.

Als Sie 1945 nach Brüssel zurückkehren, müssen Sie feststellen, dass Ihre Frau zwei Jahre zuvor an Herzversagen gestorben ist. In der Folge arbeiten Sie als Schriftsteller, Publizist und freier Radiojournalist für diverse europäische Verlage und Sender, lehnen es jedoch strikt ab, in Deutschland zu veröffentlichen. In dieser Zeit legen Sie auch endgültig Ihren deutschsprachigen Namen ab und wählen für sich den Namen Jean Améry den Sie bereits zuvor als Pseudonym benutzt hatten. Unter dem Eindruck der Auschwitz-Prozesse veröffentlichen Sie dann erstmals nach 1945 wieder in Deutschland.

1966 erscheint unter dem Titel „Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten“ eines Ihrer bis heute bekanntesten Werke. Es folgen produktive Jahre als Autor, bevor Sie 1976 mit dem Buch „Diskurs über den Freitod“ ein weithin kontrovers diskutiertes Werk vorlegen. Auf einer Lesereise begehen Sie 1978 in Salzburg Suizid.

Soweit sei ganz cursorisch ihr Leben geschildert. Herr Améry, eigentlich ist es ein biographischer Zufall, dass Sie in Wien geboren wurden, denn Ihre Familie stammt aus dem westösterreichischen Vorarlberg. Ihr Vater, ein nicht praktizierender und assimilierter Jude, war Kaufmann, Ihre Mutter Hausfrau und gläubige Katholikin, Sie wurden katholisch und national erzogen.

A:

Ich höre meine Mutter Jesus, Maria und Josef anrufen, wenn kleines häusliches Unglück sich ereignete [...]. Das Bild des Vaters zeigte mir (auch) keinen bärtigen jüdischen Weisen, sondern einen Tiroler Kaiserjäger in der Uniform des ersten Weltkriegs.“ (ZU 131)

O:

Ihr Vater fällt dann als österreichischer Soldat im ersten Weltkrieg. Ihre Mutter zieht mit der Familie zunächst nach Bad Ischl, dann 1930 nach Wien, wo Sie selbst eine Lehre als Buchhändler abschließen. Später studieren Sie an der Wiener Volkshochschule und werden dort 1935 auch Leiter der angeschlossenen Buchhandlung. In dieses Jahr, 1935, fällt auch ein Ereignis, welches Sie in verschiedenen Texten als starken biographischen Einschnitt bezeichnen: die Verkündung der sogenannten Nürnberger Gesetze im Deutschen Reich. Antisemitische Übergriffe hatten Sie auch vor 1935 erlebt, was jedoch war das Besondere an diesem Ereignis?

A:

Ich (saß) 1935 in einem Wiener Café über einer Zeitung [...] und (studierte) die eben drüben in Deutschland erlassenen Nürnberger Gesetze [...]. Ich brauchte sie nur zu überfliegen und konnte schon gewahr werden, dass sie auf mich zutrafen. Die Gesellschaft, sinnfällig im nationalsozialistischen deutschen Staat, den durchaus die Welt als legitimen Vertreter des deutschen Volkes anerkannte, hatte mich soeben in aller Form und mit aller Deutlichkeit zum Juden gemacht [...]. Ich war, als ich die Nürnberger Gesetze gelesen hatte, nicht jüdischer als eine halbe Stunde zuvor. Meine Gesichtszüge waren nicht mediterran-semitischer geworden, mein Assoziationsbereich nicht plötzlich durch Zauberkraft aufgefüllt mit hebräischen Referenzen, der Weihnachtsbaum hatte sich nicht magisch verwandelt in den siebenarmigen Leuchter. Wenn das von der Gesellschaft über mich verhängte Urteil einen greifbaren Sinn hatte, konnte es nur bedeuten, ich sei fürderhin dem Tode ausgesetzt. (ZU 133f.)

O:

Sie meinen, die Vernichtung war bereits in den Nürnberger Gesetzen 1935 angelegt und ersichtlich? Demnach wäre ja die von so vielen Deutschen nach 1945 gebrauchte Rechtfertigung, man habe sich das alles gar nicht vorstellen können, als Schutzbehauptung und Schuldabwehr entlarvt?

A:

Ich glaube nicht, dass ich unstatthafterweise Auschwitz und die Endlösung rückprojiziere, wenn ich heute diese Überlegungen anstelle. Vielmehr bin ich gewiss, dass ich in der Tat in diesem Jahr, in diesem Augenblick der Gesetzeslektüre die Todesdrohung, richtiger: das Todesurteil schon vernahm, und dazu gehörte ja auch keine besondere Geschichtsempfindlichkeit. Hatte ich denn nicht schon hundertmal [...] den Erwachensaufruf Deutschlands [...] vernommen [...] „Juda verrecke“?! (ZU 134)

O:

Wie haben Sie emotional auf dieses Todesurteil reagiert, und wie hat es Ihren Alltag verändert? Sie haben ja immerhin noch drei Jahre in Österreich gelebt, bis zur Annexion durch das Deutsche Reich 1938. Im Österreich der 1930er Jahre also, das in der heutigen geschichtswissenschaftlichen Literatur gern als antisemitischer Klerikal-Faschismus beschrieben wird.

A:

Jude sein, das hieß für mich von diesem Anfang an, ein Toter auf Urlaub zu sein, ein zu Ermordender, der nur durch Zufall noch nicht dort war, wohin er rechtens gehörte, und dabei ist es in vielen Varianten, in manchen Intensitätsgraden bis heute geblieben. In der Todesdrohung, die ich zum ersten Mal in voller Deutlichkeit beim Lesen der Nürnberger Gesetze verspürte, lag auch das, was man gemeinhin die methodische „Entwürdigung“ der Juden durch die Nazis nennt. Anders formuliert: der Würdeentzug drückte die Morddrohung aus. [...] Unser einziges Recht, unsere einzige Pflicht war, uns selber aus der Welt zu schaffen. (ZU 136)

O:

Unter dem Eindruck der Nürnberger Gesetze heiraten sie 1937 Regine Berger-Baumgarten, die aus

einer orthodoxen-jüdischen Familie stammt. Als das Deutsche Reich 1938 Österreich annektiert, entschließen Sie sich gemeinsam mit ihrer Frau zur Emigration, nachdem Sie zuvor das Angebot abgelehnt haben, man könne ihnen einen Ariernachweis besorgen, wenn Sie sich von ihrer Frau trennen würden. Sie emigrieren nach Belgien, wo sie sich bald einer Widerstandsgruppe anschließen. Als Angehöriger des Widerstandes werden Sie schließlich auch verhaftet.

A:

Ich wurde 1943 von der Gestapo verhaftet. Flugzettel-Affäre. Die Gruppe, der ich angehörte, eine kleine deutschsprachige Organisation innerhalb der belgischen Widerstandsbewegung, bemühte sich um antinazistische Propaganda unter den Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht. Wir stellten ziemlich primitives Agitationsmaterial her, von dem wir uns einbildeten, es könne die deutschen Soldaten vom grausamen Wahnsinn Hitlers und seines Krieges überzeugen. Heute weiß ich, [...] dass wir unser dürftiges Wort an taube Ohren richteten. Ich habe manchen Grund zur Annahme, dass die feldgrauen Soldaten, die unsere vervielfältigten Schriften vor ihren Kasernen fanden, sie stracks und hackenklappend ihren Vorgesetzten weitergaben. (TO 50)

O:

Sie waren nach der Verhaftung knapp zwei Monate im berüchtigten SS-Gefängnis im belgischen Breendonk interniert. Dort wurden sie wiederholt gefoltert. Sie haben über diese Zeit einen Essay mit dem Titel „Die Tortur“ verfasst, in dem Sie versuchen zu beschreiben, welche Auswirkungen die Folter auf den Gefolterten hat. In diesem Text sprechen Sie auch über das, was Sie den Verlust des Weltvertrauens, also des Vertrauens in die Welt, nennen. Was meinen Sie damit?

A:

Wer der Folter erlag, kann nicht mehr heimisch werden in der Welt. Die Schmach der Vernichtung lässt sich nicht austilgen. Das zum Teil schon mit dem ersten Schlag, in vollem Umfang aber schließlich in der Tortur eingestürzte Weltvertrauen wird nicht wiedergewonnen. Dass der Mitmensch als Gegenmensch erfahren wurde, bleibt als gestauter Schrecken im Gefolterten liegen. (TO 73)

O:

Den Mitmenschen als Gegenmenschen erleben zu müssen, ist eine Erfahrung, die Sie auch aus Auschwitz berichten. So schildern Sie zum Beispiel ein Erlebnis aus dem Januar 1944, das ich als besonders eindrücklich empfunden habe. Ein Erlebnis, das für Sie – mit Ihren eigenen Worten gesprochen – Beweis für die erstaunliche Tatsache ist, dass es menschliche Geschöpfe gibt, die keinerlei menschliche Regung kennen.

A:

Nach Ankunft eines Transportes von einigen hundert Juden, Männern, Frauen und Kindern, werden diese auf die gewohnte Weise durch SS-Leute nach Gruppen eingeteilt. Man trennt zunächst die arbeitsfähigen Männer von Frauen, Kindern und Greisen und löst schließlich auch diese zweite Gruppe auf, indem man den Müttern die Kinder wegnimmt, von beiden die zitternden alten Männer fortjagt und jeden der drei auf diese Art gebildeten Menschenhaufen in eine gesonderte Ecke treibt. Fast alle sind still. Sie haben Angst und starren mit blödsinnigem Ausdruck vor sich hin. Nur eine Frau, die mit suchenden Augen unter den zusammengedrängten, leise weinenden Kindern vergebens nach dem ihren geblickt hat, löst sich [...] von ihren Genossinnen und fragt schreiend, bereits mit sichtlichen Anzeichen beginnender Geistesgestörtheit, nach ihrem Kinde. Sie fragt und beschwört, trotzdem man sie mit allerlei Zeichen zu warnen sucht, jeden Menschen, der in ihrem sinnlosen Wege steht. So gerät sie an einen wachhabenden SS-Mann. „Mein Kind“, sagt sie, „haben sie nirgends mein Kind gesehen?“ „Ein Kind willst du?“, antwortet der SS-Mann mit vollkommener Ruhe, „warte...“ Und er geht sehr langsam auf die Gruppe der jetzt aus instinktiver Angst lauter weinenden Kinder zu. Er bückt sich und ergreift einen etwa vierjährigen Knaben beim

Fuß. Er hebt ihn hoch und wirbelt ihn einige Male durch die Luft und schleudert ihn schließlich mit voller Wucht gegen die hoffnungslos suchende Mutter, so dass diese unter der Gewalt des Anpralls mit einem Aufschrei, der ebenso wenig menschlich ist wie die Augen des SS-Mannes, zu Boden stürzt. (RV 505f.)

O:

In Ihren Texten über Auschwitz schreiben Sie auch von Ihren ganz individuellen, emotionalen und psychologischen Reaktionen auf die Tortur des Lagers. Sie beschreiben, wie Sie, der Wiener Intellektuelle, Schüler von Robert Musil und Max Brod, in Auschwitz erleben, wie das Geistige seine Fähigkeit verliert, über die Wirklichkeit hinauszudeuten.

A:

Ich erinnere mich eines Winterabends, als wir uns nach der Arbeit im Gleichschritt unter dem entnervenden „Links zwei, drei, vier“ der Kapos vom IG-Farben-Gelände ins Lager zurückschleppten und mir an einem halbfertigen Bau eine aus Gott weiß welchem Grunde davor wehende Fahne auffiel. „Die Mauern stehn sprachlos und kalt, im Winde klirren die Fahnen“, murmelte ich assoziativ-mechanisch vor mich hin. Dann wiederholte ich die Strophe etwas lauter, lauschte dem Wortklang, versuchte dem Rhythmus nachzuspüren und erwartete, dass das seit Jahren mit diesem Hölderlin-Gedicht verbundene emotionelle und geistige Modell erscheinen werde. Nichts. Das Gedicht transzendierte die Wirklichkeit nicht mehr. Da stand es und war nur noch sachliche Aussage: so und so, und der Kapo brüllt „links“, und die Suppe war dünn, und im Winde klirren die Fahnen. (GG 26)

O:

Als Auschwitz im Januar 1945 vor der heranrückenden roten Armee evakuiert wird, werden Sie zunächst nach Buchenwald, später nach Bergen-Belsen verschleppt. Dort werden Sie im April 1945 durch die britische Armee befreit. Wie haben Sie diese Befreiung erlebt?

A:

Wir Auferstandenen sahen alle ungefähr so aus, wie die in den Archiven aufbewahrten Fotos aus den April- und Maitagen von 1945 uns zeigen: Skelette, die man belebt hatte mit angloamerikanischen Cornedbeef-Konserven, kahlgeschorene, zahnlose Gespenster, gerade noch brauchbar, geschwind Zeugnis abzulegen und sich dann dorthin davonzumachen, wohin sie eigentlich gehörten. Aber wir waren „Helden“, sofern wir nämlich den über die Straße gespannten Spruchbändern glauben durften, auf denen zu lesen stand: Gloire aux Prisonniers Politiques! (ZU 105)

O:

Ehre den politischen Gefangenen...

A:

Nur verwelkten die Bänder schnell, und die hübschen Sozialfürsorgerinnen und Rotkreuzschwestern, die sich in den ersten Tagen mit amerikanischen Zigaretten eingestellt hatten, wurden der Mühe müde. Immerhin hielt geraume Zeit vor, was für mich eine völlig unerhörte sozialmoralische Stellung bedeutete und was mich nicht wenig berauschte: Ich war, als der ich war – überlebender Widerstandskämpfer, Jude, Verfolgter eines den Völkern verhassten Regimes –, im wechselseitigen Einverständnis mit der Welt. (ZU 105)

O:

Sie sahen zunächst positiv in die Zukunft?

A:

Es gab nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Reiches eine knappe Weltstunde in der ich glauben durfte, alles sei von Grund auf verwandelt. Damals konnte ich für kurze Zeit die Illusion hegen, meine Würde sei in vollem Umfang wiederhergestellt. [...] Ich wurde bald eines Schlechteren belehrt. [...] Selbst in Ländern, die vordem so gut wie keinen Antisemitismus gekannt hatten, wie in Holland, gab es als Relikt der deutschen Propaganda plötzlich ein „Judenproblem“, wiewohl kaum noch Juden. (ZU 142f.)

O:

Sie waren also auch nach der Befreiung mit antisemitischer Bedrohung und antisemitischer Tat konfrontiert. Wie reagierten Sie nun, als Sie feststellen mussten, dass Ihre Hoffnung, „im wechselseitigen Einverständnis mit der Welt zu sein“, von der Welt nicht eingelöst wurde?

A:

Ich konnte mir 1945 bis 1947 wohl nicht gut einen gelben Stern anheften, ohne mir dabei albern oder exaltiert zu erscheinen. Es gab auch keine Gelegenheit mehr, dem Feind mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, denn er war nicht mehr ohne weiteres kenntlich. Der Wiedergewinn der Würde, ebenso dringlich wie in den vergangenen Jahren von Krieg und Nationalsozialismus, aber nunmehr in einer Wetterlage trügerischen Friedens unendlich viel schwieriger, war weiterhin Nötigung und Begehren. (ZU 144)

O:

Herr Améry; Eindrucksvoll beschrieben Sie die Begebenheit in einem Wiener Café, als Ihnen beim Lesen in der Zeitung über die Nürnberger Gesetze, zum ersten Mal bewusst wurde, dass Sie nun – ich zitiere – „...in aller Form und Deutlichkeit zum Juden gemacht...“ worden waren. Wie geht ein Mensch damit um, der erkannt hat, dass ihm nun von außen eine Identität zugeschrieben wurde – mit der er etwas anfangen kann oder nicht, der er aber unter keinen Umständen entweichen kann und die auch gewiss keine positiven Folgen für ihn haben wird.

A:

Der Jude [...] unterwirft sich auf seiner Flucht vor dem jüdischen Schicksal der Macht seines Unterdrückers: Doch muss man ihm zugute halten, dass er in den Jahren des Dritten Reiches mit dem Rücken gegen die Wand stand, und auch die war feindlich. Es gab keinen Ausweg, denn es war ja nicht so, dass etwa nur parteimäßig geeichte, radikale Nazis uns die Würde des Geliebtwerdens und damit des Lebens absprachen. Ganz Deutschland; was sage ich – die ganze Welt – nickte zu dem Unternehmen mit dem Kopfe, wenn auch da und dort mit einem gewissen oberflächlichen Bedauern. Man muss sich erinnern. Als nach dem zweiten Weltkrieg sich Flüchtlingsströme aus den diversen kommunistisch beherrschten Ländern nach dem Westen ergossen, wetteiferten die Staaten dieser als frei reputierten Welt in Aufnahme und Hilfsbereitschaft, wiewohl es nur einer verschwindenden Minderheit unter all den Emigranten in ihren Heimatländern direkt ans Leben gegangen wäre. Uns aber, auch als für jeden Einsichtigen längst schon hätte feststehen müssen, was uns erwartete im Deutschen Reich, wollte keiner haben. Da musste es denn notwendigerweise dahin kommen, dass die Juden, ob authentisch oder nicht, ob geborgen in der Illusion eines Gottes und einer nationalen Erwartung oder assimiliert, in sich keine Widerstandskräfte fanden, wenn der Feind ihnen das Bild des Streicher'schen „Stürmers“ in die Haut brannte. (ZU 136f.)

O:

„Stürmer“ – wenn ich Sie kurz unterbrechen darf – der „Stürmer“: das antisemitische Hetzblatt, herausgegeben von Julius Streicher, das eine Auflage von bis zu einer halben Million erreichte...

A:

Noch höre ich einen freien französischen Arbeiter diskutieren mit einem jüdisch-französischen KZ-Häftling. „Je suis Français“, sagte der Häftling. „Français, toi? Mais, tu est juif, mon ami“, gab ihm sein Landsmann sachlich und ohne Feindseligkeit zurück, denn er hatte in einer Mischung aus Furcht und Indifferenz die Lektion der deutschen Herren Europas gelernt. (ZU 138)

O:

Achja... Der Jude, der kein Franzose sein kann...

A:

Ich teile mit den Juden als Juden so gut wie nichts: keine Sprache, keine kulturelle Tradition, keine Kindheitserinnerungen. [...] Mein Interesse am Jüdischen und an Juden war vor der Katastrophe so gering, dass ich von damaligen Bekannten heute beim besten Willen nicht zu sagen wüsste, wer von ihnen Jude war, wer nicht. [...] Doch steht die Fruchtlosigkeit der Suche nach meinem jüdischen Selbst keinesfalls als Schranke zwischen mir und der Solidarität mit allen bedrohten Juden der Welt. Wenn heute Unbehagen in mir aufsteigt, sobald ein Jude mich mit legitimer Selbstverständlichkeit einbezieht in seine Gemeinschaft, dann ist es nicht darum, weil ich kein Jude sein will: nur weil ich es nicht sein kann. Und es doch sein muss. Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein, das ist es, was mir eine undeutliche Pein schafft. (ZU 151)

O:

Das klingt fatal – konnten Sie nie einen weniger einengenden Umgang damit finden? Heute hat sich die Situation doch auch geändert. Es gibt den Staat Israel, der in der Lage ist, Juden und Jüdinnen Schutz zu gewähren. Und in den demokratischen Staaten gehört es doch zum guten Ton, zumindest den offenen Antisemitismus zu verurteilen.

A:

Ich traue diesem Frieden nicht. Menschenrechtserklärungen, demokratische Konstitutionen, die freie Welt und die freie Presse. Nichts kann mich wieder einwiegen in einen Sicherheitsschlaf, aus dem ich 1935 erwachte. Ich gehe als Jude durch die Welt gleich einem Kranken mit einem jener Leiden, die keine großen Beschwerden verursachen, aber mit Sicherheit letal ausgehen. Ohne Weltvertrauen stehe ich als Jude fremd und allein gegen meine Umgebung, und was ich tun kann, ist nur die Einrichtung in der Fremdheit. Ich muss das Fremdsein als ein Wesenselement meiner Persönlichkeit auf mich nehmen, auf ihm beharren wie auf einem unveräußerlichen Besitz. (ZU 148)

O:

Wissen Sie – letztens entdeckte ich in einem großen Zeitungsladen hier in dieser Stadt die „Jüdische Allgemeine“ im Regal für ausländische Zeitungen. Und als ich das sah, dachte ich mir, das ist doch ein Beispiel für die Fremdzuschreibung zum Jüdischsein, von der Sie eben sprachen. Trotzdem möchte ich noch einmal nachhaken, denn: Gibt Ihnen die Existenz des Staates Israel, der in der Lage ist, Juden und Jüdinnen Schutz zu gewähren, kein besseres Gefühl, sich dem Antisemitismus erwehren zu können?

A:

Die Solidarität mit allen in ihrer Freiheit, Gleichberechtigung oder gar physischen Existenz gefährdeten Juden ist auch, aber nicht nur Reaktion auf den Antisemitismus, der nach Sartre keine Meinung ist, sondern Anlage und Bereitschaft zum Verbrechen des Genozids: sie [...] ist Waffe um Wiedergewinn meiner Würde [...] Die Solidarität angesichts der Bedrohung ist alles, was mich mit meinen jüdischen Zeitgenossen, den gläubigen wie den glaubenlosen, den national gesinnten wie den assimilationsbereiten, verbindet. (ZU 152)

O:

Nachdem Sie nun Sartre zitierten, wäre ich ja interessiert an Ihrer Definition von Antisemitismus. Aber – wie ich bereits von Ihnen gelesen habe – sind Sie es genauso gut Leid, nur weil Sie zum Juden gemacht wurden, sich immerzu dem Antisemitismus widmen zu müssen.

A:

Der Antisemitismus und die Judenfrage als geschichtliche, sozialbedingte, geistige Erscheinungen gingen und gehen mich nichts an. Sie sind ganz und gar Sache der Antisemiten, ihre Schande oder ihre Krankheit. Die Antisemiten haben zu bewältigen, nicht ich. (ZU 144)

O:

Und im Gegenteil wird von denen in ganz verschwörungstheoretischer Manier Ihnen eine Art Verfolgungswahn zugeschrieben, der überall Antisemitismus sehe, wo keiner sei.

A:

Ich weiß, was mich bedrängt, ist keine Neurose, sondern die genau reflektierte Realität. Es waren keine hysterischen Halluzinationen, als ich das „Verreckel!“ hörte und im Vorbeigehen vernahm, wie die Leute meinten, es müsse doch wohl eine verdächtige Bewandnis haben mit den Juden, denn andernfalls würde man kaum so streng mit ihnen verfahren. (ZU 149f.)

Die anderen sind die Irren, und ratlos stehe ich zwischen ihnen herum, ein Vollsinniger, der sich einer Führung durch eine psychiatrische Klinik anschloss und plötzlich Ärzte und Wärter aus den Augen verlor. Doch hat das Urteil der Irren über mich, da es doch jeden Augenblick exekutiert werden kann, volle Verbindlichkeit, und meine eigene Geistesklarheit ist ganz irrelevant. (ZU 150)

O:

Der Antisemit als Kranker, als Irrer.. Wie viel Wahnhaftigkeit steckt denn nun im Antisemitismus – oder ist „Wahn“ gar nicht das richtige Wort?

A:

Der Antisemitismus, der mich als einen Juden erzeugt hat, mag ein Wahn sein, das steht hier nicht zur Debatte. Jedenfalls aber ist er, Wahn oder nicht, ein geschichtliches und soziales Faktum: ich war nun einmal wirklich in Auschwitz und nicht in Himmlers Imagination. Und Wirklichkeit ist er noch immer, das könnte nur völlige Sozial- und Geschichtsblindheit ableugnen. Er ist es in seinen Kernländern, Österreich und Deutschland, wo die Nazikriegsverbrecher nicht oder zu lächerlich geringen Freiheitsstrafen verurteilt werden [und wurden], von denen sie meist kaum ein Drittel [absaßen]. Er ist, als nationaler Antizionismus, Wirklichkeit in den arabischen Staaten. Er ist Wirklichkeit, und wie folgenschwere, im geistigen Weltraum der katholischen Kirche. (ZU 152f.)

O:

Ich erinnere mich da z.B. an das extreme Beispiel des piusbrüderischen Holocaust-Leugners Richard Williamson, der 2009 trotz seiner bestehenden Aussagen von Papst Benedikt in die Kirche wieder aufgenommen wurde. Als habe sich der frühere Hitlerjunge Ratzinger in Wohlwollen an seine Jugendjahre erinnert gefühlt. Oder das wesentlich präsentere Beispiel: der iranische Staatspräsident Ahmadinedjad, der auch in seinen antizionistischen Äußerungen immer wieder die Shoah leugnet. Und wenn dann im Iran gegenüber Israel ein atomares Drohpotential aufgebaut wird und Israel sowieso schon mit Raketenbeschuss oder Selbstmordattentaten konfrontiert ist, dann ist doch jeder Zweifel unangebracht, der Antisemitismus stelle heute kaum noch eine Gefahr dar.

A:

Ich glaube, die Dramaturgie des Antisemitismus besteht weiter. Eine neuerliche Massenvernichtung von Juden kann als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden. Was würde wohl geschehen, wenn

die heute durch Ost und West mit Waffenlieferungen unterstützten arabischen Ländern in einem Krieg gegen das kleine Israel einen totalen Sieg errängen? (ZU 153)

Der Antisemitismus hat eine sehr tief verankerte kollektivpsychologische, in letzter Analyse wahrscheinlich auf verdrängte religiöse Sentiments und Ressentiments rückführbare Infrastruktur. Er ist aktualisierbar zu jeder Stunde.

Der Antisemit will im Juden das radikal Böse sehen: und da ist ihm ein im fürstlichen Dienste stehender Zinswucherer als Hassobjekt ebenso recht wie ein israelischer General. Dem Antisemiten ist der Jude ein Wegwurf, wie immer er es anstelle: Ist er, gezwungenermaßen, Handelsmann, wird er zum Blutsauger. Ist er Intellektueller, dann steht er als diabolischer Zersetzer der bestehenden Weltordnung da. Als Bauer ist er Kolonialist, als Soldat grausamer Oppressor. Zeigt er sich zur Assimilation bereit, ist er dem Antisemiten ein ehrvergessener Eindringling; verlangt es ihn nach jener neuerdings so gefeierten „nationalen Identität“, nennt man ihn einen Rassisten. Es sind dies leider Sachverhalte, die seit Jahrzehnten offen vor uns liegen, die mit hinlänglicher Genauigkeit analysiert wurden. (dNA S. 163)

O:

Und selbst Auschwitz wird zur Besserungsanstalt umfunktioniert, wenn es darum geht, Juden und Jüdinnen sollten doch nun wirklich aus der Geschichte gelernt haben...

A:

Wir sind in Auschwitz nicht weiser geworden, sofern man unter Weisheit ein positives Wissen von der Welt versteht: Nichts von dem, was wir dort kannten, hätten wir nicht schon draußen erkennen können; nichts davon wurde uns zu einem praktischen Wegweiser. Wir sind auch im Lager nicht „tiefer“ geworden, sofern die fatale Tiefe überhaupt eine definierbare geistige Dimension ist. Dass wir in Auschwitz auch nicht besser, nicht menschenfreundlicher und sittlich reifer wurden, versteht sich, glaube ich, am Rande. Man schaut nicht dem entmenschten Menschen bei seiner Tat und Untat zu, ohne dass alle Vorstellungen von eingeborener Menschenwürde in Frage gestellt würden.

O:

Juden und Jüdinnen haben also keine Chance, es den Antisemiten recht zu machen. Die Antisemiten bestimmen, WER jüdisch ist und WAS jüdisch ist. Sie, Herr Améry, wurden, wie Sie beschrieben haben, mit den Nürnberger Gesetzen von den Nazis zum Juden erklärt. Und Ihnen wurde damit die Menschenwürde abgesprochen, das „von der Gesellschaft vergebene Recht zu leben“, wie Sie es ausdrücken. Ein Todesurteil also. Gab es für Sie überhaupt eine Möglichkeit, sich dagegen zu wehren?

A:

Die Welt, so mussten die Juden sich wohl sagen, sieht uns so und so, faul, hässlich; unbrauchbar, böse; was hat es angesichts solchen Welteinverständnisses noch für einen Sinn zu widersprechen und zu sagen, dass wir es nicht seien? (ZU 137)

O:

Trotzdem haben Sie nicht aufgegeben und um ihre Würde und damit um ihr Überleben gekämpft.

A:

Der entwürdigte, todesbedrohte Mensch – und hier durchbrechen wir die Logik der Aburteilung – kann die Gesellschaft von seiner Würde überzeugen, indem er sein Schicksal auf sich nimmt und sich zugleich in der Revolte dagegen erhebt. [...] Ich verstand, wenn auch undeutlich, dass ich zwar den Urteilsspruch als einen solchen akzeptieren müsse, aber die Welt zwingen könne, ihn zu

revidieren. Ich nahm das Welturteil an, mit dem Entschluss, es in der Revolte zu überwinden. Revolte freilich, das ist auch so ein Donnerwort. Es könnte glauben machen, ich sei ein Held gewesen oder wolle mich fälschlich als einen solchen präsentieren. Ich war nichts weniger als ein Held. (ZU 141 f.)

O:

Sie meinen also: Sie hatten gar keine andere Wahl, als der Jude zu sein, zu dem Sie gemacht worden sind? Und als eben dieser Jude Widerstand zu leisten?

A:

Jude sein, das war Annahme des Todesurteils durch die Welt als eben eines Welturteils, vor dem Flucht in die Innerlichkeit nur Schmach gewesen wäre. Jude sein, das war zugleich aber der physische Aufbruch gegen dieses Todesurteil. Ich wurde Mensch, nicht indem ich mich innerlich auf mein abstraktes Menschentum berief, sondern indem ich mich in der gegebenen gesellschaftlichen Wirklichkeit als revoltierender Jude auffand und ganz realisierte. (ZU 142)

Ich habe versucht, den Prozess zur Wiedererlangung meiner Würde einzuleiten, und das hat mir jenseits des physischen Überlebens eine Minimalchance eröffnet, das Ungeheure auch moralisch zu überstehen. (ZU 141)

Auch habe ich am Ende wiedererlernt, was ich und meinesgleichen oft vergessen hatten und worauf es mehr ankam als auf moralische Widerstandskraft: zurückzuschlagen. (ZU 141)

O:

Ihr Kampf war erfolgreich: Sie haben überlebt. Die Erfahrung der Entwürdigung, der Todesdrohung, des Lagers aber hat sie danach immer begleitet – bis Sie sich 1978 selbst das Leben nahmen. Das symbolisiert bis heute auch Ihr Grabstein auf dem Wiener Zentralfriedhof: Er trägt nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihre Häftlingsnummer aus Auschwitz...

A:

Dem Entwürdigungsprozess gegen uns Juden, der mit der Verkündung der Nürnberger Gesetze anhub und in direkter Konsequenz bis nach Treblinka führte, entsprach auf unserer, meiner Seite ein symmetrischer Prozess um Wiedergewinn der Würde. Er ist bis heute für mich nicht abgeschlossen. (ZU 138f.)

Da Jude sein aber nicht nur meint, dass ich eine gestern geschehene und für morgen nicht ausschließbare Katastrophe in mir trage, ist es jenseits der Aufgabe auch Furcht. Täglich morgens kann ich beim Aufstehen von meinem Unterarm die Auschwitznummer ablesen: das rührt an die letzten Wurzelverschlingungen meiner Existenz, ja ich bin nicht einmal sicher, ob es nicht meine ganze Existenz ist. Dabei geschieht es mir annähernd wie einst, als ich den ersten Schlag der Polizeifaust zu spüren bekam. Ich verliere jeden Tag von neuem das Weltvertrauen. (ZU 147)